Zeitschrift: Sauter's Annalen für Gesundheitspflege: Monatsschrift des

Sauter'schen Institutes in Genf

Herausgeber: Sauter'sches Institut Genf

Band: 27 (1917)

Heft: 6

Artikel: Die Physiognomik

Autor: Imfeld

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1037927

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

der Seuche in Europa (1831) nicht einmal gesehen und auch wir in fünf sehr bösartigen Epidemien nicht erlebt haben. Keine Klagen sind damals über Lieblosigkeit und Hartherzigkeit gegen die vom Unglücke des Erkrankens Betroffenen laut geworden, Handel und Wandel — kurz die volkswirtschaftlichen Interressen sind möglichst geschont worden. Hingegen wurden während der letzten Epidemien in einer wahren Flut von Erlässen und Vorschriften immer noch die unsheilvollen Bazillen in der abschreckendsten Weise der Bevölkerung vor Augen geführt, die absonderlichsten Verordnungen mit Gesetzeskraft auf noch schwankende, von Sachverständigen gar nicht anerkannte Anschauungen hin gegeben."

Boren wir was der große Drafche Seite 45 biesbezüglich ichreibt: "In ber vorbatteriellen Aera und noch vor Einführung der Desinfettion (1850-1866) waren bergleichen Bortomnniffe auf ben Abteilungen und in ben Spitalern für Cholera etwas ganz Gewöhnliches. Die gefamte Brophplare (Borbengung) der Aerzte und Barterinnen beschränkte sich bamals blog auf die übliche Reinlichfeit. Die Barterinnen ber Choleraabteilungen in den öffentlichen Spitalern verfehrten mit bem andern Wartepersonal gang unbehindert und uneingeschränft, holten auch die Speifen aus ber gemeinschaftlichen Ruche in gleichen Rleidern, inner- und außerhalb bes Dienstes. Auf der Bobe der Epidemie, wo ein febr ftarfer Zuwachs von Cholerafranten täglich stattfand, hatten die Barterinnen bei dem fortmabrenden Wechseln der Bett- und Leibmafche, Reinigen der Kranken und Unterlegen der Leibichuffeln gar feine Beit, fich bei jedem Sandgriffe an benfelben auch die Bande gehörig gu reinigen. Sie verzehrten ihre Tagesmahle auf ben Rrankenzimmern oder in den anstoßenden Rüchen ebenso oft mit gewaschenen als ungewaschenen Banden. Gine Furcht, sich auf diese Beise zu infizieren (anzustecken), bestand damals

weber bei ben Merzten noch Barterinnen. Choleradejette (Durchfälle) gelangten, wie fie waren, in die gemeinschaftlichen Aborte und die beschmutte Basche als solche in die Bascherei. Siefür fann die Berufung auf eigene Erfahrung geltend gemacht werben, ba mir (Drafche!) in ben Epidemiejahren 1854 und 1855 die Leitung der Choleraabteilung im Wiener Allgemeinen Rrantenhause übertragen war. Insgesamt stanben damals 1775 Cholerafrante in meiner Behandlung. Rach ben biesbezüglichen Aufzeichnungen aus der Epidemie 1855 efrankten von ben Mergten, Barterinnen, Geiftlichen, Rrantenführern, Speise- und Leichentragern, furg, von allen auf der Choleraabteilung damals beschäf= tigten Individuen nur eine Barterin, aber ichon nach viertägigem Dienfte, an ber Cholera. Bon ben übrigen Mergten ber Anstalt erfrantte und ftarb auch nur ber höchft verdienstvolle Direktor des Allgemeinen Rrantenhauses an ber Seuche. Unter den 200 Doftoren und Doftoranden ber Medizin, die behufs Entfendung als Aushilfs. ärzte in die verseuchten Provingen an meinen Borträgen auf der Choleraabteilung teilzunehmen verpflichtet waren, erfrantte auch nicht ein Gingiger. — Auch fam mährend ber Epidemie 1854 bei einer Gesamtzahl von 975 Cholerafranken unter bem Dienstpersonale ber im Rrantenhause felbst befindlichen Bafcherei tein Cholerafall vor."

(Zeitschrift für eine natur- und vernunftgemäße Lebeusweise.)



Die Physiognomik. 19

Bon Dr. 3mfeld.

Man hat behauptet, daß die physische und psychische Gesundheit des Menschen aus seinen

¹⁾ Die Gesichtsbeutung, Erkennung des Charakters, des Temperaments und des Gesundheitszustandes des Menschen aus seinen Gesichtsziigen.

Gesichtszügen erkannt werden könne. Die so zahlreichen und so verschiedenartigen Nerven, der Reichtum der Blutgefäße, vor allem die unzäheligen und so komplizierten Muskeln, womit die Natur das menschliche Gesicht in so überschwengelicher Weise ausgestattet hat, erklären uns in der Tat, warum dasselbe allen psychischen leußerungen ein offenes Feld bietet.

Richt gang unrichtig ift ber Ausspruch bes Dichters, daß wenigstens zehnmal im Tag bie Ebbe und Flut ber menschlichen Leibenschaften auf unserem Gefichte fteigt und fällt. Die Rote und die Blaffe des Gefichtes, die Beichheit und bie Barte, die Rontraftion, die Entspannung und Berlängerung ber Befichtszüge reflettieren bie organischen Empfindungen. Bei langer Dauer ber Leibenschaften, welche die Physionomie gewohnheitsmäßig und beständig beeinfluffen und auf derfelben ihren Ausbruck finden, bleibt biefer Ausdruck schlieglich für immer bestehen; die forperlichen und feelischen Empfindungen binterlaffen bleibende Mertmale; benn die Funttion bildet bas Organ. Go 3. B. wird ein fröhliches und heiteres Gemut durch Beichheit und harmonische Lieblichkeit ber Gesichtszüge fich fundgeben; anderseits werden Leidenschaften, Rummer, Sorgen und bleibender Schmerz benfelben einen harten, duftern und ichmerglichen Ausbruck geben, ber zustande kommen wird burch die beständige Rontrattion ber Besichtsmusteln, burch die Faltenbildung auf der Stirne, sowie burch die erdfahle oder gelbe Farbung der Saut. Ferner finden wir bei den Menschen, ichon infolge des Atavismus und ber Erblichfeit, eine gemiffe Angahl von typischen Befichtern, fo 3. B. das sympatische, anziehende, und bas abstogende Besicht; bas weiche und liebliche, bas harte und widerliche, bas Bertrauen und bas Migtrauen erwedende, das heitere und das finftere, ufm. In Bezug auf die Lebensumftante wird der Reiche eine andere Physionomie haben

als der Arme; in Bezug auf den Charakter, der Bescheidene eine andere als der Eitle und Hochsmütige. Mit einem Wort, Jedermann wird, je nach seinem besonderen Besen und je nach seiner Eigenart, einen besonderen und eigenartigen Gessichtsausdrack haben. Ja noch mehr, der Gessichtsausdruck bietet auch ein Unterscheidungsmerkmal zwischen den verschiedenen Menschensrassen; er ist ein wahrer Prüfstein zur Erkennung der Menschen.

Freilich dürfen wir diesen Tatsachen nicht ein gar zu übertriebenes Gewicht beilegen und fie nicht zur Sobe einer eraften Biffenschaft bringen wollen. Die Physiognomit ift und wird niemals etwas anderes fein als eine auf Mutmagung fich gründende Runft. Immerhin ift aber nicht ju bestreiten, daß ber obere Teil des Befichtes (ber Stirnteil), welcher ben Gehirnwindungen entspricht, ben Grad ber Intelligeng fund gibt, ber mittlere Teil aber mehr ben Ausbruck ber Empfindungen und ber untere Teil benjenigen ber Inftintte; ber größere ober geringere Grad ber Entwicklung biefer drei Befichtsteile, ift gleichbedeutend mit bem mehr ober weniger ausgesprochenen Uebergewicht ber einen ober ber anbern ber genannten brei Gigenschaften. Jebermann weiß, daß je beweglicher die Besichtszüge find, umfo lebhafter die Empfindlichkeit des Inbividuums ift; die Beweglichkeit des Gefichtes hat aber seinen Sit vorzüglich in dessen mittleren Teil. Dieser Teil des Gesichtes ist es, der bem weiblichen Geschlechte seinen eigentümlichen Reig verleiht; die Frauen, welche sich mehr dem männlichen Charafter annähern, haben die andern Gefichtsteile entsprechend mehr entwickelt als ben mittleren und bas ift es, was ihre Schönheit beeinträchtigt.

Um vom Auge zu sprechen, so ist es wohl banal zu sagen, daß dasselbe der Spiegel der Seele ist. Jedermann erkennt im Blick des Andern den aufrichtigen oder verschlossenen oder

heuchlerischen Menschen; Jedermann weiß, daß lebhafte Augen in der Regel der Ausdruck einer sehr empfindlichen Natur sind. Die Farbe der Haare bietet oft ein Fingerzeig über das Temperament seines Besitzers; lymphatische Individuen haben gewöhnlich blonde Haare. Die Farbe der Haare wechselt auch nach Alima und Kassen und kann auch annähernd, sowie die Farbe der Haut, zur Bestimmung derselben bienen.

Selbst bas Ohr fann bem icharfen Beobachter über Bieles annähernd Ausfunft geben. Die Phyfiognomit bes Ohres ift von Dr. A. Jour gründlich studiert worden. Ein weißes, weiches und nied= liches Ohr, von eleganter Form, welches in harmoni= icher Beife fich an den Ropf anlehnt, tann faum einem gemeinen Menschen angehören, hingegen aber fonnte ein hochrotes, hartes, dictes, mit plumpen und zu vollblütigen Ohrläppchen versehenes Ohr, von unförmiger Geftaltung und fehlerhaftem Unschluß an ben Ropf, febr mahrscheinlich auf einen Menschen von niedrigem Charafter und von tierifchen Inftinkten ichließen laffen. - Zwischen biefen zwei Extremen gruppieren fich eine gange Ungahl anderer Arten von Ohren; große und fleischige Ohren beuten auf grobe Inftintte und leibenschaftliche Begierben; bunne, tleine, fchlecht= geformte und an den Ropf eng antlebende Ohren beuten auf Mangel an Urteil, auf Gifersucht, Eigennütigfeit und niedere Befinnungen.

Das Alter ist in der Physionomie ziemlich leicht zu erkennen. Beim Kind wird der Ausdruck der Gesichtszüge oft durch reiches Fettsgewebe etwas verdeckt; im vorgerückten Alter geschieht dasselbe durch die Furchen und die Runzeln, welche die Zeit in das Gesicht gegrasben hat. Die Physionomie der in ihrer vollen Blüte stehenden Jugend, dieses fröhlichen Frühlings des Menschen, ist eine andere als die des ernsten Mannesalters. Zur Zeit der Geschlechtszeise erhält der untere Teil des Gesichtes eine stärkere Entwicklung. Der charakteristischere Ges

sichtsausruck läßt den Beobachter die neuen Empfindungen des Organismus erkennen. Dieses berechtigt das bekannte charakteristische Wort des berühmten Cabanis, welches lautet: "Die äußere Erscheinung ist der Reflex der inneren Empfindungen."

Für die Erkenntnis der Arankheiten ist es ganz besonders notwendig, Physiognomiker zu sein. Der Arzt erkennt die Blutarmut in der wachsbleichen Farbe des Gesichtes, bei Leberkrankheiten ist die Farbe strohgelb, bei Arebs erdfahl; die Herzkrankheiten erkennt man an der Nöte und an der Erweiterung der Kapillargefäße der Wangen. Bei hochgradiger Herzkrankheit nimmt aber die Farbe des Gesichtes einen dunklen blänlichen Ton an, wird chanotisch. Beim Thehus besteht im Gesicht ein Ausdruck von Teilnahmslosigkeit, Abspannung und Stumpsheit. Bei der Gesichtsslähmung sehen wir die Falten der gelähmten Seite des Gesichtes geglättet; diese Hälfte des

Bon gewissen Gesichtern kann man mit Recht sagen, daß sie eine lebende Photographie des bestehenden Krankheitszustandes sind. Ein junger Mann mit langen, seidenweichen Haaren, mit großen schmachtenden Augen, welche einen bläulichen Glanz haben und von langen Wimpern beschattet sind, mit der in der Mitte der eingefallenen und hohlen Wangen hervorstechenden Röte, mit den verfürzten Lippen, die schöne weiße Zähne sehen lassen — ist sast immer ein Lungenkranker: Schon Hyppo crates irrte sich nicht, als er erkannte, daß es nur die Leidenschaft der Liebe war, welche die Züge des von allen Aerzten als schwindsüchtig aufgegebenen Königs Perdiceas verzerrt hatte.

Ein Kind mit großem Kopf, mit frischer und rosiger Gesichtsfarbe, mit feiner Haut, mit gesichwülstigen Lippen und schlechten Zähnen — ist strophulös. Das Gesicht ist wohl schön, aber von einer besonderen Schönheit, welche man die strophulöse Schönheit neunt.

Die Krankheiten des Unterleides führen zu zu einer ganz besonderen Art von Gesichtszügen. Das Gesicht hat einen mutlosen und schwers mütigen Ausdruck, es ist zusammengeschrumpft und sieht immer traurig aus; die Farbe ist sahl und leichendlaß, die Haut ist runzelig, das Gesicht ist lang und schmal, die Augen sind hohl und mit blauen Ringen umgeben . . . , was Bich at veranlaßt hat zu schreiben: "Die Drsgane des Leides sind der Sitz der trausrigen Empfindungen". Dieser große Geslehrte betrachteie, nicht ganz ohne Grund, das Sonnengeslecht als eine Art Gehirn des Untersleibes.

Die von Krankheit Genesenden haben einen offenherzigen und unschuldigen Ausdruck, der das Gesicht sehr oft verschönt und verjüngt. Das soll davon herrühren, daß die Leidensich aften sich gelegt hatten und ihre Herrschaft noch nicht wieder gewonnen haben.

Jeder Zustand des Menschen hat sozusagen seinen eigenen Ausdruck der Physiognomie. Das menschliche Gesicht ist ein offenes Buch, worin aber nur diejenigen die Wahrheit erkennen, die in demselben zu lesen verstehen.

Die Beweglichkeit des Gefichtes ift eine fo hochgradige, daß fich augenblicklich beffen Uusbrud verändern fann. Die Spgiene warnt bavor, diese so wunderbare Beweglichkeit zu mißbrauchen. Nichts macht bas Geficht fo glanzlos und fo rungelig, wie die Bewohnheit, Brimaffen ju ichneiben. Die Schauspieler miffen es. Die Leute hingegen mit ruhigem Gesichtsausbruck behalten lange Beit die außere Erscheinung ber Jugend. Nichts verändert das Geficht fo fehr im ungunftigen Sinne wie die nächtlichen Ausschweifungen. Der Schlaf ift der König der Stärfungsmittel, aber bas befte Rubefiffen ift nicht, wie Shatespeare meint, ber Bufen bes geliebten Weibes, sondern es ift das un förperliche Rubekiffen einer friedlichen Seele und

eines guten Gewissens. Nicht umsonst fagt das Sprichwort: "Ein gutes Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen!"



Yoghurt und Panglebigkeit."

Ein Auszug aus dem Manustripte des in ruffischer Sprache verfaßten Buches: "Die physikalisch-diätetische Borbeugung und Heilung der Krankheiten"

von Dr. Jvan Theodoroff (Barna-Bulgarien).

Eine der Hauptursachen nicht nur der meisten Krantheiten sondern auch des vorzeitigen Alterns besteht bekanntlich nach Metschnikoff, Cobendy, Combe und anderen in der intestinalen Autointoxifation, d. h. in der allmählichen Bergiftung des Organismus durch Aufsaugung der im Darme bei der Fäulnis der eineishaltigen Nahrungsreste entstehenden Gifte. Diese Faulnis wird burch gemiffe Mitroben (Proteolyten) hervorgerufen, die nur auf alkalisch reagierendem Nährboden gedeihen fonnen und beren giftige Ausscheibungen bie Selbstvergiftung bes Organismus steigern, um nun ber Fäulnis, b. b. ber Giftbilbung vorzubeugen, ift Professor Metschnikoff auf die Bee gefommen, die alfalische Reattion des Didbarms in saure umzuwandeln und dies burch ben Doghurtgenuß. Die Laktobazillen des Doghurts verwandeln im Darme den Milchzucker ber fauren Milch in Milch- und Bernfteinfäure, die die Reaktion des Darminhaltes ändern. Damit aber diese Reaktion beständig fauer bleibt, empfiehlt Brofeffor Metschnikoff regelmäßigen, beständigen Doghurtgebrauch.

Ob es ratsam, ob es vorteilhaft für ben Körper ist, den natürlich alkalisch reagierenden Dickdarminhalt beständig in saueren umzuwans beln, lasse ich dahingestellt. Was aber die beständige übermäßige Milchsäurebildung im Darme

¹⁾ Entnommen der gediegenen Monatsschrift "Archiv für physikalisch-diätetische Therapie in der ärztlichen Praxis", herausgegeben von Dr. med. Ziegelrot. Berlag M. Richter, Frankfurt (Oder). Preis für 1 Jahr 12 Mt.